

Marie von Ebner-Eschenbach

Novellenstoffe

Ein Gespräch

„Geben Sie mir einen guten Stoff zu einer Novelle“, sagte mein nun schon dahingeschiedener Freund.

„Bücken Sie sich und heben Sie ihn auf, er wächst überall aus dem Boden.“

Er lachte. „Und hat Erdgeruch. Ich danke.“

„So strecken Sie die Hand aus, wenn Sie sich nicht bücken wollen. Stoffe fliegen zu Hunderten in der Luft herum.“

„Danke abermals. Auch aus der Luft mag ich meinen Stoff nicht greifen. Erzählen Sie mir etwas von Menschen Erlebtes, die Ihnen Liebe, Freundschaft, oder mindestens ein lebhaftes Interesse einflößten. Dergleichen ist bei Ihnen immer vorrätig, Frau Beichtmutter.“

„Kann sein, kann gerade heute sein, weil ich Freundesbriefe geordnet, mein Tagebuch durchgeblättert, halbverwelkte Erinnerungen wiederaufgefrischt habe. Nur bedenken Sie: Ich bin alt, meine Freunde sind alt, mein Stoff wird auch nicht neu sein.“

„Gibt es einen neuen Stoff? Das bezweifeln Sie doch selbst. Ich habe wahrlich nicht die Anmaßung, etwas nie Dagewesenes bringen zu wollen. Wenn mir nur die Schilderung eines Erlebnisses gelingt, das sich gestern oder vor fünfzig Jahren begeben hat und in dem Menschen von heute sich mit ihren Gedanken und Empfindungen wiederfinden.“

„O wie schwer! – das Schwerste.“

„Kinderleicht oder – unmöglich. Ans Werk, denken Sie nach – erzählen Sie!“

„Gut denn, wiedererzählen will ich Ihnen, was er und sie mir erzählten, ohne daß eines von ihnen wußte, daß ich das Vertrauen des anderen besaß. Sie sind beide tot, sie haben beide ein hohes Alter erreicht, aber jung wurden sie, wenn sie von einem Gartenfeste sprachen, das Kaiserin Eugenie in Compiègne ihren Gästen gab. Da hatte ihre erste Begegnung stattgefunden, da hatte er einen unauslöschlichen Eindruck auf sie gemacht und einen ebensolchen durch sie empfangen. Sie muß aber auch wirklich bezaubernd gewesen sein. Ich habe ein Bild gesehen, das sie darstellte als zwanzigjährige Frau, und mir gedacht: Du bist ja die Verkörperung der Melodien, die der Leier des Orpheus entquollen, als er die Unterwelt betrat. Sisyphos und die Danaiden unterbrachen ihre rast- und fruchtlose Arbeit, alle Gequälten vergaßen ihrer Pein. – Etwas Glückverbreitendes ging aus von dieser anmutumflossenen Erscheinung. Aus den braunen Augen leuchtete es, um den lieblichen Mund schwebte es: Die Welt ist schön, das Leben ist herrlich und süß. Kennen Sie etwas, das angenehmer wäre, als sich sagen zu können: Da steht einmal ein schönes, unendlich sympathisches Geschöpf vor dir, das unberührt geblieben ist vom Leid des Daseins und seines Elends unbewußt?“

Sie war in Belgien geboren und war in Frankreich erzogen worden, von ihren gesellschaftlich und geistig hochstehenden Großeltern. Sie hatte sich nach eigener Herzenswahl mit einem achtungswerten Manne aus ihren Kreisen verheiratet, wurde von ihm geliebt, liebte ihn und betete ihr Söhnchen an.“

„Das ist ja alles himmelblau und rosa – eine gefährliche Novellenfigur“, sagte mein Freund. „Und ,er‘ – wie sieht oder sah er aus?“

„Männlich, sehr gescheit, Typus Franz I. Er war dreißig und einige Jahre alt und hatte immer mehr Glück bei den Frauen gehabt, als er zu schätzen wußte, denn seine herrschende Eigenschaft war der Ehrgeiz. Ich verrate Ihnen schon jetzt – was Sie ihren Lesern vermutlich nach und nach beibringen werden –, daß er eine wichtige Stellung in der deutschen Diplomatie eingenommen und glänzend vertreten hat, bis er – trotz all seines Geistes und seines

Scharfblickes arglos – von kleinen Leuten gestürzt wurde. Da zog er sich auf sein Gut an der Ostsee zurück und führte dort ein stilles Gelehrtenleben, das er zeitweise unterbrach, um im Interesse seiner Studien große Bildungszentren zu besuchen.

In Compiègne also wurde er ihr vorgestellt, am Tage bevor er zu seinem ersten außer-europäischen Posten abreisen sollte. Zwischen ihnen waren kaum die ersten banalen Phrasen gewechselt worden, als sie sich auch schon im fesselnden Gespräche befanden. Sie hatte sich noch niemals so angeregt, er sich niemals so verstanden gefühlt. Das Gewühl trennte sie, sie verloren einander aus den Augen, fanden sich, wie einer geheimnisvollen Anziehung folgend, wieder. Beiden war, als erführe eines durch das andre eine Vertiefung und Klärung des eigenen Ichs. In deiner Hand liegt die Vollendung meines Wesens, sagte sie sich und wußte plötzlich: Was sie bisher für volles Glück gehalten hatte, war nur sein äußerer Schein. Das wirkliche Glück des Weibes liegt im innigsten Verkehr mit dem Manne, dessen Liebe zum Schöpferhauch wird, der die höchsten Fähigkeiten ihres Herzens und ihres Geistes zur Entfaltung bringt. Und er empfand: Du bist es ja – du bist ja meine feinere, bessere Hälfte ...“

„Basta!“ unterbrach mich der Freund, „was er empfand, weiß ich ... Sie wecken eine mir teure Erinnerung. Ich habe Ähnliches erlebt.“

„Wohl Ihnen!“

„Nicht wahr? Wie immer es geendet, wohl dem, der's erfuhr, und war es auch nur im Vorübergleiten. – Was geschah mit meinem Doppelgänger?“

Er kehrte am Abend nach Paris zurück, das er am nächsten Morgen verlassen sollte, und verlebte furchtbare Stunden. In seiner Wohnung meinte er zu ersticken, rannte ziellos durch die Straßen, im schwersten Kampfe, den er je gekämpft. Nicht ein Wort, das auch noch so leise einem Liebesworte glich, hatten sie getauscht, aber die Überzeugung blieb ihm felsenfest bis ans Ende seines Lebens: Wenn er damals vor sie hingetreten wäre und gesagt hätte: Folge mir! – sie wäre ihm gefolgt. Und er hätte, um sie sein nennen zu dürfen, wie elenden Tand alles hingeworfen, was ihm bisher als einzig wichtig schien: eine glänzende Laufbahn, Einfluß, Ehren und Ruhm. Er war Herr seines Schicksals und des ihren. Von der Stärke seines eigenen Willens hing es ab, die Frau an sich zu reißen und festzuhalten, die ihm angehörte kraft des allerhöchsten Rechtes, nach mehr als menschlicher Satzung, nach der göttlichen, die sie füreinander geboren werden ließ. Ich sage Ihnen, lieber Freund, wenn er als alter Mann von jener Nacht sprach, vertiefte sich jede Falte in seinem Gesichte, und seine Stimme zitterte ... Bis zum Mogenrauen irrte er ruh- und rastlos umher; fand sich in ein Quartier des Lasters geraten, sah dessen Diener und Opfer umherziehen, müde, fahl und frech. Ein halbtrunkenes Weib drängte sich schamlos zärtlich an ihn, das Zerrbild der Liebe glotzte ihn aus ihrem geschminkten Antlitz an ... Poet und Psychologe, es ist Ihre Sache, darzustellen, wie der Ekel ihn plötzlich ernüchterte, wie die Überlegung kam und ihm in dem Glanze des als höchstes Recht geschauten einen Schatten zeigte: Gebrochene Treue, verleugnete Mutterliebe ...“

„Die Brücke ist geschlagen“, unterbrach mich mein Freund, „nun heißt es, sie ausbauen. Genug – er reiste ab.“

„Reiste ab, und einige Monate später erhielt sie seinen ersten Brief – einen Brief, den ihr Mann Zeile für Zeile lesen durfte, dessen tiefster Sinn sich aber allein ihr erschloß. Sie antwortete, sie bestellte Grße von ihrem Gatten, erzählte von ihrem Kinde und kam dann auf das Gespräch zurück, das er und sie miteinander geführt hatten im Compiègne. Er sah, daß seine Gedanken in ihr weiterlebten. Er schrieb wieder, und wieder kam Antwort. Eine Korrespondenz war angesponnen, die durch das Leben zweier Menschen dauern und ihren größten Reichtum, ihren besten Inhalt ausmachen sollte. Der Gatte fand die Briefe des fernen Freundes seiner Frau nach und nach zu philosophisch für seinen Geschmack und las sie nicht mehr. Da wurden sie persönlicher. Manches still getragene Leid vertraute sie ihm an und fand bei ihm Trost und Rat. Und jede Enttäuschung, die er in seinem Berufe erfuhr, jeden Seelenkampf machte sie mit ihm durch, und jeder Sieg, den er errang, war ihr ein beseligender Triumph und sein Schicksal ihr

wichtiger als ihr eigenes. Fünf Jahre nach ihrer ersten und letzten Begegnung teilte er ihr mit, daß ein Wunsch, den sie oft ausgesprochen, erfüllt sei, daß er sich verlobt habe. Seine Braut war eine junge, hübsche Kreolin. ‚Daß ich in sie verliebt bin‘, schrieb er, ‚ist gewiß; ob ich sie lieben werde, steht bei – ja, bei wem steht das?‘

Er war verheiratet, als eine kurze, herzliche Gratulation eintraf und einen ausführlichen Brief verhielt. Aber der blieb lange aus, und als er endlich kam, brachte er eine Todesbotschaft. Bald nachdem er seine Freiheit aufgegeben, hatte sie die ihre erlangt, war Witwe geworden.

Gewiß hat er diese Schicksalstücke weniger bitter empfunden als sie. Er war ja verliebt in seine reizende Frau. Die Freundin und Vertraute verlor dabei nicht das geringste. Seine Gattin konnte nur tändeln und kosen. Sie war eifersüchtig auf jedes hübsche Gesicht, dem er im Vorübergehen einen Blick gönnte, auf die Frau, die ihm den intimsten Verkehr, den geistigen, bot, damals noch nicht. Sie wurde es erst viele Jahre später, als er nach seinem Scheiden aus dem Dienste in seine Heimat zurückkehrte, sie zu kränkeln begann und erfinderisch wurde in der Kunst zu quälen. Eine Sterbende vermag darin Außerordentliches zu leisten, und sie starb lange. Als der Tag endlich kam, der sie und ihn erlöste, unterdrückte er seine Sehnsucht nach einem Wiedersehen mit der Freundin nicht mehr. Er wußte, daß sie auf der Rückkehr aus Italien nach Brüssel begriffen war, und wählte dieselbe Zeit, um seine in Paris verheiratete Tochter zu besuchen. Aus Rücksicht auf deren Zartgefühl wollte er einer sobald nach dem Tode ihrer Mutter veranstalteten Begegnung mit seiner Freundin den Anschein des Zufälligen geben. So mittelte er denn eine Station aus, auf der ihre beiden sich kreuzenden Züge einen längeren Aufenthalt hatten, und bat die Ewig- und Einziggeliebte, ihm dort ein Zusammentreffen zu gewähren. Sie willigte ein, sie verstand und würdigte seine Motive. – Und nun sehen Sie die Leutchen einander entgegenstürmen und immer beklommener werden, je näher der Augenblick des Wiedersehens kommt. Im Anfang, bei Beginn der Reise, da war ihr zumute gewesen wie einer Braut, die in die Arme ihres Bräutigams eilt. Alle Liebe, die seine Briefe beseelt hatte, alle Begeisterung, alle Anbetung, die sie ausgekündet hatten, lohten ihr förmlich entgegen. Sie hatte nicht ein zärtliches, ein vergötterndes Wort vergessen. Sie fühlte sich von all der berausenden Süßigkeit wie von einer Weihrauchwolke umqualmt, die jeden Augenblick bereit war, sie in den Himmel zu tragen.

Da, nicht mehr weit vom Ziele, wurde der Waggon gewechselt, und sie erhielt einen Platz dem Spiegel an der Wand gegenüber. Sie sah sich darin und erschrak. Eine auf der Eisenbahn durchwachte Nacht verschönert nicht, wenn man in gewissen Jahren steht; aber so grausam zugerichtet sollte man doch nicht werden. Das tut gar weh, wenn wir gerade in der Erinnerung an eine unvergeßliche Stunde geschwelgt haben, in der uns Jugend und Schönheit umblühten ... Es ging gegen Mittag, und es war unerträglich heiß ... Rot, lieber Gott, klatschrosenrot färbten sich ihre leider so stark gewordenen Wangen ... Der Kummer, heißt es, verzehrt den Mann und nährt das Weib. Ach, und sie hatte viel Kummer gehabt und war sehr, sehr genährt worden! – Sie drückte zur Kühlung ihr Taschentuch ans Gesicht, und war bald feucht von ihren Tränen.

Er indessen, er dachte darüber nicht nach, ob er sich unvorteilhaft verändert habe. Was liegt bei einem Manne an Jugend und Schönheit? Ihm ward in anderer Weise recht ungemütlich bang. Er stand im Begriff, den ersten Schritt auf dem Weg zu seinem höchsten Lebensglück zu tun. Aber – als der stille Träumer, der er geworden war, und auch ein bißchen sentimental angehaucht, konnte er sich einer leisen Trauer um die Einbuße, die er nun erfahren mußte, nicht erwehren. Die Korrespondenz, der ein Vierteljahrhundert hindurch sein innigstes Interesse gegolten, die ihn zum Schriftsteller gereift hat, hört auf ... Die sehnsüchtige Erwartung, der jubelnde Empfang ihrer Briefe – dieser Gedichte in Prosa, von ihr gesandt, die einzig für ihn eine Poetin war – hört auf ... alles wird anders, freilich vielleicht noch schöner ... er sinnt, er spintisiert – verzagt, quält sich, hofft und jubelt ...

Freuen Sie sich, die Konfusion darzustellen, in die seine Gefühle geraten? Das ist subtile psychologische Medailleur-Arbeit, da sehe ich Sie am Werke.“

„Ja, ja, liebe sich machen.“

„Was mich betrifft, ich unternehme dergleichen nicht mehr; ich will die Atemnot und das Herzklopfen nicht verspüren, mit der und mit dem er und sie in den Rendezvous-Bahnhof einführen; er zuerst. Der Zug, der sie brachte, war sehr besetzt; Menschenkaskaden entströmten ihm und brausen der Restauration zu mit der leidenschaftlichen Hast, die auch sonst phlegmatische Menschen ergreift, wenn sie sich in Passagiere verwandeln.“

Er stürzte sich in die Wogen der Reisenden, hielt Umschau – nach einer holden, schlanken Gestalt, nach einem zarten, warm getönten Gesichtchen mit anmutig feinen Zügen ... nirgends war die, die er suchte zu erblicken, weder vor noch in der Restauration. Sie befand sich natürlich nicht unter denen, die das Buffet und die Tische stürmten, und war auch nicht unter den rücksichtslos zur Seite Geschobenen. So ging er wieder auf den Perron und hielt abermals Umschau und erblickte weit und breit nur Bahnangestellte und Bahnarbeiter und bekam Grobheiten zu hören, wenn er einem von ihnen in den Weg trat. – Nun denn! noch einmal in die Restauration! noch einmal, um vergeblich nach der Ersehnten auszuspähen. Eine große Nervosität bemächtigte sich seiner ... Die Zeit verging, der Augenblick der Abfahrt nahte. Er hatte seine Karte nur bis hierher genommen, in der schmeichelhaften Erwartung, die geliebte Frau werde ihm gestatten, sie eine Wegstrecke zu begleiten. Aber sie war nicht gekommen – nicht einmal gekommen! hatte ihn umsonst hoffen und harren lassen ... Gekränkt und sogar ergrimmt begab er sich zum Schalter, um ein Billet nach Paris zu lösen, geriet wieder ins Gedränge, mußte lange warten, bevor er abgefertigt wurde. Der Zug, in dem er so gerne in lieblichster Gesellschaft nordwärts gesaust wäre, stand zur Abfahrt bereit, die Lokomotive pustete, die Passagiere stiegen ein. Noch ein letzter, ein verzweifelter Versuch! Er schritt die lange Reihe der Waggons auf und ab – blickte zu den Fenstern empor – erblickte sie nicht ...

Nun saß er in seinem Kupee und rollte der Seine entgegen. Der Grimm erlosch, und Besorgnis trat an seine Stelle. Gewiß, sie wäre gekommen, wenn sie gekonnt hätte; was mochte sie abgehalten haben? Ein unwillkommener Zufall? – Eine Erkrankung? Arme, liebe Frau! – Allerdings stieg doch ein kaum eingestandener Zweifel in ihm auf. Hatte er sie wirklich verfehlt? – Jetzt kam er ihm, behelligte ihn und war unleidlicher als der Schmerz – hatte er sie wirklich verfehlt? Einige Male war ihm doch gewesen, er hätte eine kleine, dicke, ungemein echauffierte Frau gesehen, die an sie erinnerte, besonders um den sanften, edlen Mund herum, der einen kindlich wehmütigen Ausdruck hatte. erinnerte – ja, aber gewesen war sie das nicht! ... Oder doch? Nein! er stieß den Gedanken weg wie ein Sakrilegium.

Sie aber zweifelte nicht. Der alte Herr, der auf steifen Storchenbeinen am Zug vorüberstiefelte, zum Fenster, an dem sie saß, heiß suchend, mit schwärmerischen Augen, empor-, ihr ins Angesicht blickte und sie nicht sah – das war er ... Und sie war eben die nicht mehr, die er geliebt hatte und jetzt noch lieben könnte, zu verschieden von dem Bilde, das von ihr in ihm lebte – und denn auch weiterleben sollte in ungetrübter Schönheit, immer und immer ...

Ein paar Tage später hielt sie einen Brief von ihm, hielt er einen Brief von ihr in der Hand. Jeder ein Dokument der einzigen Heuchelei, der sie sich gegeneinander schuldig gemacht haben. Beide Briefe huben mit dem Ausrufe an: ‚Verfehlt! Oh, wie entsetzlich traurig!‘ Von einem Wiedersehen war nichts zu lesen; die Korrespondenz ging fort, blieb immer gleich beglückend.“

Ich war zu Ende, und mein Freund schwieg. „Was sagen Sie zu meinem Stoff?“ fragte ich.

„Ich weiß nicht recht. Die Ähnlichkeitsjäger werden sagen: Mirabeau und Sophie.“

„Ach, die Herren vom Gedächtnis mit falscher Treue! Wenn Fanny Eißler denen noch etwas vortanzen könnte, täte ihnen leid, daß sie dergleichen von Elefanten in den Dschungeln schon aufführen sahen.“

„Und die Korrespondenz, nach der sie lüstern machen, wo ist die?“

„In sicherer Verwahrung vor dem Moloch Öffentlichkeit.“

„Die Öffentlichkeit hätte doch ein Recht ...“

„Die Öffentlichkeit hat gar kein Recht auf geistiges Privateigentum. Mein Stoff ist unter Verzichtleistung auf die Korrespondenz zu haben. Werden Sie ihn benützen?“

„Ich wäre dankbar, wenn Sie mir noch einige andere Stoffe zur Auswahl spenden wollten.“

„Sagen Sie mir, lieber Freund, lesen Sie nicht täglich eine Zeitung und nicht täglich eine Gerichtsverhandlung?“

„Nein, das tue ich gewiß nicht.“

„Ich tu's, und was erlebe ich dabei? – fast jedesmal eine Novelle. Fast immer beginnt die Novelle da, wo die Gerichtsverhandlung aufhört. Ich begleite einen Freigesprochenen oder einen Verurteilten zurück nach seinem Wohnort oder auf dem Wege zum Antritt der Strafe. Ich habe die Verhandlung aufmerksam verfolgt und weiß oder – für mich ganz dasselbe – glaube zu wissen, was in der Hauptperson des manchmal widerwärtigen, manchmal ergreifenden und rührenden Schauspiels vorgeht. Aus diesem Wissen werden mir Novellenstoffe in Hülle und Fülle geboten. Am dankbarsten sind, die von mit Unrecht Freigesprochenen handeln und von Verurteilten, die nach Verbüßung ihrer Strafe überall als Auswürflinge betrachtet und ins moralische Elend zurückgestoßen werden. Was für Bilder gibt es da zu zeichnen und zu malen! Die Mannigfaltigkeit ist unerschöpflich. Ich will nur einige herausgreifen ...“

„Lassen Sie das bleiben!“ rief der Freund, „und erinnern Sie sich gütigst, daß ich sie bat, mir etwas von Menschen zu erzählen, mit denen Sie in persönlichem Verkehr gestanden haben. Ein Stoff aus Ihrem Milieu, der allein würde mir passen.“

„Soll ich Ihnen einen sagen, den ich selbst gern behandelt hätte, aber stehenließ, weil er mir zu schwer war?“

„Ja, sagen Sie mir, da bin ich neugierig.“

„Es ist eigentlich kein Stoff, sondern eine Aufgabe für die Kunst der Darstellung. Abermals komme ich mit einer Wiedererzählung, doch würde es sich diesmal darum handeln, dem Originale aufs Haar nahezukommen, bis auf den halben Ton, bis auf eine kaum wahrnehmbare Geste. Die aufrichtigste Kunst müßte es sein, einfach überzeugend. Das und so erzählte die Dichterin – so unglaublich naiv, so blind für die Tragik eines Schicksals, das sich unter ihren Augen abgespielt hat und dem ihr Liebstes zum Opfer fiel.“

„Einer Dichterin kann das passieren.“

„Nicht bloß einer Dichterin. Ich kenne viele Leute, die hinleben neben den Ihren, ohne je zu fragen: Was geht in euch vor? Ich kenne erschreckend viele Eltern, auf die das Wort der Baronin Knorr paßt: ‚Die Kinder sind für ihre Eltern die großen Unbekannten.‘ Meine Dichterin – weiß Gott, sie war's und hatte ein großes Talent, vermochte aber nie, es geltend zu machen, weil sie nie vermochte, Herrin über die Form zu werden ...“

„Ich errate, von wem Sie sprechen. Ihr Taufname war Albine – ja, ein großes Talent, und wie groß waren die Ziele, die sie sich setzte – was für Kapital hätte ein Handwerker aus ihren Ideen geschlagen! ... Das sagte ich ihr auch, denn einmal bin ich ihr begegnet, im Hause einer Literatin, wo sie sich sehr fremd zu fühlen schien. Sie war schweigsam wie ein Obelisk, und ihre großen grauen Augen verrieten, daß ihr Geist weit entfernt sei von dem Orte, an dem sie sich eben befand.“

„Ganz recht; so pflegte dieser Wandergeist es zu halten. Er war selten da, wo sein Futteral, wie sie ihr Leibliches nannte, sich aufhielt. Der Eindruck, den sie auf mich machte, als ich sie zum ersten Male bei einer gemeinsamen Freundin traf, war aber ein ganz anderer als der, den Sie von ihr empfangen. Da war keine Spur von Ruhe und träumerischem Vorsichhinschauen. Alle Augenblicke sprang sie von ihrem Sessel empor, lief im Zimmer auf und ab und rang die Hände. Ja – es war sicher, es stand fest, ja, der grauenhafte Verdacht, den sie so lange schon gehegt, jetzt hatte er sich bestätigt. Ihre Nachbarin in einer Zinskaserne der entlegenen Vorstadt, in der sie wohnte, führte einen Mord im Sinn ... Dieses Weib hatte aus einem früheren Verhältnis ein Kind – ein dreijähriges, engelschönes Kind, und hatte es bisher leidlich betreut. Seitdem aber ein Bewerber sich eingestellt hat, in den sie vernarrt ist und der sie zu heiraten verspricht, ist ihr das Kind eine Last, sie verabscheut es und möchte sich seiner entledigen. Die Kreatur ist Wäscherin und oft tagelang außer dem Hause beschäftigt. Sie überläßt das Kind fremden Leuten, die sich nicht darum kümmern, es auf der Straße herumlaufen lassen. Neulich ist es von einem Hunde gebissen worden. Fräulein Albine fürchtet sehr, daß er wütend war. Heute morgen – was geschah heute morgen? Die Kreatur setzte ihr Kind an das offene Fenster und ging fort – wohnt im vierten Stock, setzt das Kind ans offene Fenster und geht fort ...

Sie brach in Zornestränen aus und stürmte heim, ihr ahnte, daß es dort ein Unglück zu verhüten gäbe.

Ich war erschüttert, ich wollte zur Polizei eilen, um das Treiben der entmenschten Mutter anzuzeigen. Aber meine Freundin sagte gelassen: ‚Da würden Sie sich höchstens lächerlich machen. Auf dem Fensterbrett hat vielleicht eine Katze gesessen, vielleicht auch gar nichts. Die Wäscherin, in der Albine eine angehende Mörderin sieht, ist ein braves, sehr arbeitsames Weib. Ich habe meine Auskünfte persönlich eingezogen. Sie hält das Kind so gut, als es in ihren Verhältnissen denkbar ist. Da sie im Begriffe steht, sich zu verheiraten, würde sie es jetzt möglicherweise vorziehen, Mutterfreuden nicht antizipiert zu haben. Aber der Bräutigam, ein rechtschaffener und tüchtiger Mensch, hat in dieser Beziehung keine Vorurteile.‘ “

„Woher nimmt also Fräulein Albine ihren Verdacht?“

„Ihre Phantasie ist Lieferantin, die spiegelt ihr mit größter Deutlichkeit schöne und unschöne Dinge vor, und so oft sie von ihr auch schon genarrt wurde, glaubt sie ihr doch immer wieder. Meistens dauert die Spiegelfechterei nur kurz, entschwindet und hinterläßt keine Spur.

Ausnahmsweise hatte diesmal der Wahn der Dichterin reale Folgen. Das von ihr leidenschaftlich bemitleidete kleine Wesen erkrankte am Scharlach, die Frau, die es in Abwesenheit der Mutter hätte pflegen sollen, blieb aus, und als Albine sich nach dem Kinde zu erkundigen kam, fand sie es allein, fiebernd und nach einem Trunk Wasser dürstend. Ohne Besinnen wickelte sie es in eine Decke, trug es zu sich ins Zimmer und legte es zu sich ins Bett. Sie hat sechs Wochen keine andere Sorge gekannt als die, ihren Schützling gesund zu pflegen. Merkwürdig war, wie vernünftig diese Träumerin sich dabei benahm. Nicht das leiseste Versäumnis ließ sie sich zuschulden kommen, befolgte pedantisch genau jede Anordnung des Arztes, erregte durch ihre beispiellose Aufopferung die Bewunderung des ganzen Hauses. Schließlich versöhnte sie sich auch noch mit der Mutter. Nachdem diese sich verheiratet hatte und ihre Ehe im besten Zuge war, mit großem Kinderreichtum gesegnet zu werden, trat sie alle Rechte an ihre Erstgeborene dem Fräulein ab. Selbstverständlich hat die Alternde keinen neuen Menschen angezogen, weil sie sich im Besitz einer Pflgetochter befand; aber einen heilsamen Einfluß hat die Ausübung der übernommenen Mutterpflichten auf Albine gehabt. Die Wirklichkeit machte unabweisbare Rechte geltend, neben denen die Gebilde der Phantasie nicht mehr in alter Stärke aufkommen konnten.

Bei dem jungen Mädchen äußerte sich schon früh ein ganz ungewöhnliches schauspielerisches und musikalisches Talent. Sie war zur Sängerin geboren, man konnte über ihren Beruf nicht im Zweifel sein. Der Ernst, der heilige Eifer, mit dem sie sich zu seiner Ausübung vorbereitete, waren rührend und bewunderungswürdig. Auch schwärmten ihre Professoren alle für sie, und Fachleute höchsten Ranges prophezeiten das baldige Auftreten einer zweiten Jenny Lind. Und

alle diese Erwartungen und Verheißungen wurden zunichte gemacht. Da gab es einen Verkünder des Evangeliums der Lebensfreudigkeit; der gönnte sich's, das arglose Kind allmählich und kunstvoll in die neue Heilslehre einzuweihe. Er klärte sie auf über die wahre Bedeutung dessen, was man Recht und Unrecht nennt, öffnete ihre Augen den Daseinswonnen, dort, wo sie herbe Zucht, Entbehrung, Selbstüberwindung geübt hätte, beglückende Freiheit zu genießen. Er wurde ihr Führer, ihr Herr. Und wer lieferte sie ihm in die Hände? – die geniale, die törichte Dichterin. Sie war von ihm und seinen Verkündigungen ebenso begeistert wie ihr Liebling, wobei sie freilich den seltsamen Irrtum beging, den Vertreter der Weltfreudentheorie in der Praxis für einen Essäer zu halten. Das Ende der Beziehungen zwischen dem Lehrer und der Schülerin war ein traurig gewöhnliches. Als die natürlichen Folgen sich einstellten, stieß der Mann, für den der Begriff ‚Pflicht‘ zum abgetanen Moraltrödel gehörte, das arme Mädchen – als unbequem geworden – von sich.

Das ist die Vorgeschichte. Wie ich Ihre Art zu erzählen kenne, würde sie bei ihnen wenig Raum einnehmen. Das für mich Interessante, die Lösung der Aufgabe, käme jetzt. Ein Jahr, das ich fern von Wien zubrachte, war vergangen; bei meiner Rückkehr erfuhr ich zufällig und durch gleichgültige Menschen den Tod der jungen Sängerin. Die Nachricht ergriff mich sehr, und es war mir ein Herzensbedürfnis, zu Fräulein Albine zu eilen und ihr mein Mitgefühl auszusprechen. Den Zugang zur Wohnung der Dichterin bildete die Küche, und der alten Magd, die mich eingelassen hatte, schien mein Besuch durchaus überflüssig. Sie blinzelte mich mißtrauisch an und brummte: ‚Achtgeben, sie weiß nicht wie's war.‘ Ohne anzuklopfen, ohne mich anzu-melden, öffnete sie dann die Zimmertür. Ich fand Fräulein Albine ganz vertieft in ihre Arbeit. Bei meinem Eintreten fuhr sie auf und starrte mich an. Ihre Augen schienen zu fragen: Wer bist du? Was willst du? Nach den ersten Worten aber, die ich an sie richtete, ließ sie ihre Feder auf das Manuskript fallen und streckte mir beide Hände entgegen. Einem Zeichen folgend, das sie mir gab, rückte ich einen Stuhl neben ihren Schreibtisch hin und setzte mich ihr gegenüber. Keine Spur von Mißvergnügen über die Störung; sie war ganz Freundlichkeit, ganz Milde – erschreckend gealtert freilich. Wehmütig berührte mich der schmerzliche, so sprechende Zug von den Nasenflügeln zu den Mundwinkeln ... Und die Falten auf der hohen, mit dünnen Ringel-löckchen garnierten Stirn – lauter Leidenswege schwerer Gedanken. – Sie begann sogleich von ihrem lieben Kinde zu sprechen, ihrer Martha.

‚Was haben Sie zu diesem Unglück gesagt? Und sie hat es treffen müssen, sie, so jung, so schön, so begnadet!‘

Der Warnung der Magd eingedenk, stellte ich keine Frage, sprach nur einige Worte tiefer und inniger Teilnahme. Sie fiel sogleich ein und erzählte. Es war im Sommer gewesen; wie alljährlich hatten sie ihren Aufenthalt an einem oberösterreichischen See genommen. Martha hatte den Augenblick der Abreise kaum erwarten können und war so lustig bei der Ankunft, begrüßte den See mit einem jauchzenden Liede und warf ihm Küsse zu ... Und ehe sie am nächsten Tag in den Kahn stieg, um weit, weit hinauszurudern, was ihr liebstes Vergnügen war, umarmte sie ihr kleines Mutti und lachte sie aus, weil sie Vorsicht empfahl, lachte, daß ihr die Tränen kamen. Und fort war sie. Vor zwei Stunden würde sie nicht zurückkehren, dachte Albine, schrieb noch ruhig ein Romankapitel fertig und ging dann hinab zum See. Er war ihr noch nie so lieblich erschienen. Die Berge spiegelten sich in seiner glatten Fläche, Segelboote glitten, Seelentränker schossen über ihn hin, und in der Ferne stieg der Rauch des Dampfschiffes in die diamantklare Luft ... Die arme Albine bewunderte es, wie es da so stolz herankam – und seine Wellen, in die das Kind mit dem Kahn geraten war, die schweren Wellen hatten es begraben. –

Die Erzählerin hielt inne und richtete einen langen, prüfenden Blick auf mich. ‚Ich mache Sie traurig‘, sagte sie, ‚das will ich nicht. Man soll nicht trauern um Tote. Sehen Sie mich an – ich habe mein Kind verloren und stehe aufrecht und genieße immer noch des Daseins ...‘ – Glück wollte sie vermutlich sagen, brachte das Wort aber nicht aus der Kehle und sagte bloß: ‚Und lebe noch, lebe gern.‘ Ich mußte die Augen senken, damit sie ihr nicht verriet, daß ich dachte: Du Ärmste! Deine verwüsteten Züge, deine gebrochene Gestalt führen eine andere Sprache. Sie war nun im Zuge, die Erzählerin kam zu ihrem Rechte. Und jetzt, lieber Freund, streifen Sie ihre Persönlichkeit eine Weile ab, denken sich in eine fremde hinein und reden aus

ihr. – Sie segnet den Freund, dem sie ihre Stärke verdankt und dem ihre Martha eine neue, herrliche Weltanschauung verdankte. Fort mit allem, was uns gehindert hat an der Entfaltung unsres höchsten Menschentums. Befreit von jedem kindischen Vorurteil, wird unser Leben ein Flug zum Lichte sein ... und die Bahnen, die wir denen eröffnen, die nach uns kommen ... und die große Entwicklung ... Sie verwirrt sich, sie stockt in ihren Ausführungen; sie weiß, was sie vorbringt ist nur eine frauenzimmerlich verkleinerte Ausgabe seines großen Gedankenwerkes. Ihn mußte man hören, mußte sehen, wie sein Prophetengesicht sich verklärte, wenn er sprach ... Und wie er seine Neophytin ansah und die schöne Hand heiligend auf ihren Scheitel legte ... Schritt für Schritt führt sie uns, wir erleben alles, jede kleine Episode in dieser Verführungsgeschichte, die durch die Art, in der sie vorgetragen wird, sich über den Bereich des Gewöhnlichen erhebt. Es muß dem Leser ergehen, wie es mir ergangen ist während der Erzählung der alten Dichterin. Hinter den Bildern, die sie entwarf, stiegen, erst schwach und nebelhaft, andere Bilder empor – andre und nicht andre, es sind ja dieselben Gestalten – nur anders beleuchtet, anders gesehen. Sie gewinnen Farbe und Leben, treten deutlich hervor – verdrängen die Urbilder ... und was uns als die Wirklichkeit geboten wurde, wird zum Traume, und der Traum wird zur Wirklichkeit.“

Der Freund hatte aufmerksam zugehört und lächelte mich an; ich meinte es jetzt getroffen haben und rief freudig: „Das gibt eine Novelle, nicht wahr?“

„Ist zu überlegen. Während Sie sprachen, schien es mir so. Aber warum schreiben Sie die Geschichte nicht lieber selbst?“

„Weil ich zu alt bin, zu feige, weil ich mir nicht mehr weh tun will oder – kann. Die Aufgabe ist mir ja, wie schon gesagt, zu schwierig. In bewegtem Strom ein Segeln zwischen Klippen. Keinen Augenblick darf die Erzählerin uns albern oder verrückt vorkommen; viel eher wie uns, in einem gewissen Sinne, überlegen. Wir sehen klar, ihre Augen sind getrübt; aber wir Wissenden haben die Wahnbefangene nicht etwa zu bedauern, sondern zu lieben und zu verehren.“

„Ich verstehe Sie vollkommen“, sprach mein Freund, „und eben deshalb rate ich Ihnen, schreiben Sie die Geschichte selbst.“

„Die nicht. Nur ein humoristisches Thema könnte mich noch dazu bringen, einem guten Publikum etwas vorzufabulieren ... Und zu einem Gebilde komischer Art – natürlich nicht ohne den durchaus erforderlichen wehmütigen Einschlag – ist mir neulich ein klassisches Modell begegnet.“

„Das war?“

„Das ist ein übersättigter Jüngling, der schon mehrere Bände Gedichte veröffentlicht und mehr Geliebte gehabt hat als Don Juan. Auf seiner Stirn, da steht geschrieben das Zeichen der Mediokrität: er kann nur mäßig loben. Vor dem Moses des Michelangelo ließe er ein: ‚Recht hübsch‘ von den Lippen fallen. Ein Jüngling, dem jede Speise wie Baumwolle schmeckt und der täglich vor Langeweile stirbt. Er hält es nicht mehr aus, daß die Woche immer sieben Tage hat und immer mit einem Montag beginnt, auf den immer ein Dienstag folgt. Die Eintönigkeit, das ewige Einerlei immer wiederkehrender Jahreszeiten, und daß man auf dem Festlande nicht segeln und auf dem Wasser nicht spazieren reiten kann! – Und daß die Menschen den immer gleichen Kreislauf: Kindheit, Jugend, Alter durchmachen! Und daß sie im Grunde alle über einen Leisten geschlagen sind und immer das tun, was man von ihnen erwartete – einander auffressen, entweder aus Liebe oder aus Haß ...

Ein vernünftiger Mensch kann doch nur aus Neugier leben – und wenn die gesättigt ist, doch nur vor Langeweile sterben.“

Mein Freund protestierte. „Das ist nichts für Sie. Ich weiß einen, der es versteht, uns diesen Popanz glaubwürdig zu machen. Sie würden an der Unternehmung scheitern; Sie sollen nur

Menschen, die wir lieben können, in die Welt des Buches setzen. Bitte, vergessen Sie den Neurastheniker und lassen Sie sich noch etwas einfallen, das mir vielleicht passen würde, wie die beiden ersten ‚Stoffe‘.“

„Soll ich von einer ganz großen, ganz reinen Freude erzählen, die mir vor einiger Zeit zuteil wurde? Eine Freude, die wir lange nachspüren, die uns erheitert, sooft wir an sie denken.“

„Ja, das sollen Sie, so etwas ist mir recht.“

„Desto besser. Hören Sie denn. Die Bereicherung meines Daseins um ein stilles Glück verdanke ich einer Hausbesorgerin aus der Vorstadt. Diesen Titel führt heute, dieses Amt versieht heute eine stattliche Frau, die in den siebziger Jahren ihre Vormittage bei uns im Hause zubrachte, um die schwere Arbeit einer Bedienerin zu verrichten. Sie tat es mit nie ermüdendem Fleiße, packte die Arbeit an wie einen Gegner, den man niederwerfen will, ließ nicht ab, bevor sie ihr Werk reinlich und gründlich besorgt hatte. Und nicht nur geschickt und fleißig, sie war auch ehrlich wie das lautre Sonnenlicht. Schön konnte man sie nicht nennen; ihre Gestalt war plump gezimmert, ihre Züge waren derb, man sah sie aber dennoch gern an, weil sie ein Bild darbot der Gesundheit und der Kraft. Ihre Eltern waren Flößer, und auf einem Donaufloße kam sie zur Welt. Sie hatte nie eine Schule besucht, nie einen Zwang erfahren, der sie gelehrt hätte, den Ausbrüchen ihres lebhaften Naturells einen Zügel anzulegen. Wenn sie mit einem der Hausleute in Widerspruch geriet, konnte sie schreien wie ein Pfau und eine Flut von Grobheiten mit Shakespearischer Verve zutage fördern. Es geschah in einem entzückend urwüchsigen österreichischen Dialekt, und ich habe oft die Tür meines Zimmers ins Vorzimmer geöffnet, um die Flut dieser heimatlichen Klänge an mein Ohr brausen zu lassen. Unsre Toni stand seit Jahren in Beziehungen zu einem Fleischergehilfen, denen nach und nach fünf Kinder entsprossen: vier Knaben und ein Mädchen. Sooft ein neuer Familienzuwachs stattgefunden hatte, nahm sie einen kurzen Urlaub und kehrte dann frisch und munter und wie verjüngt zu ihrer Arbeit zurück. Wenn ich bei solcher Gelegenheit fragte: ‚Nun, Toni, wie steht's? Wann heiratet ihr?‘ zuckte sie die Achseln und gab eine ausweichende Antwort.

‚Er‘ machte dann endlich ernst, aber in anderer Weise, als das arme Weib erwartet hatte. Die gewisse ‚reiche Witfrau‘, die schon so vielen Liebesverhältnissen gefährlich geworden ist, wurde es auch dem unsrer Toni. Ihr schöner, krausköpfiger Franzl machte sich los von ihr und ging in den Besitz der Inhaberin eines einträglichen Wirtsgeschäftes über. Gegen diesen Treubruch erhob sich sogar die Volksstimme; der Bräutigam wäre beinahe gelyncht worden, als er im Hochzeitszuge zur Kirche ging.

Die Verzweiflung der Betrogenen war finster und – was mich besonders beunruhigte – stumm. Nur das plötzliche Klirren einer geborstenen Fensterscheibe, der jähe Sturz einer Kasserolle verrieten manchmal, daß unsrer temperamentvollen Toni ein rächender Gedanke an den Verräter aus dem Kopf in die Hand gefahren war.

Um dieselbe Zeit erfuhr sie einen Glücksfall: Es wurde ihr im Hause einer kranken Dame ein Posten angeboten, der sie den ganzen Tag hindurch in Anspruch nahm, aber sehr einträglich war. Nun konnte ihre Mutter – die alte Frau hatte sich bisher auch als Bedienerin geplagt – ausschließlich die Wartung der Kinder übernehmen.

Trotz der veränderten Verhältnisse blieb uns die Toni getreu, besuchte uns, sooft sie konnte, brachte das eine oder andre ihrer Kinder zum Bewundertwerden mit. Einige Jahre vergingen, in denen ich Wien nur auf der Durchreise zu kurzem Aufenthalte berührte und unsre ehemalige Bedienerin nicht zu Gesicht bekam. Doch hörte ich, daß sie mit einem Angestellten in irgendeinem kaiserlichen Amte verheiratet sei und daß es ihr gut ginge. Auch jetzt legte die rüstige Frau die Hände nicht in den Schoß, sondern versah die Stelle einer Hausbesorgerin eifrig und mit großer Umsicht.

Und nun kam unlängst das Ehepaar zu mir, und nun hatte ich meine Freude!

Sie – die alte, die junge! fast unverändert. Nur hat ihr Wesen etwas matronenhaftes angenommen, und heitere Ruhe ist darüber gebreitet. Sie trägt eine mit steifen Spitzen heiligenscheinartig garnierte Haube, ein dunkelbraunes Wollkleid, ein helles Umhängetuch und ist stattlich, stattlich vom Wirbel bis zur Sohle. Der Gatte überragte sie noch um ein bedeutendes Stück; seine Haare sind angegraut, der kurz gehaltene Vollbart ist rabenschwarz und dicht wie Pelz. Aber dieses Dunkel macht die freundliche Güte, von der das Gesicht beseelt ist, nur heller erschimmern. Ein echtes wienerisches Gesicht, die ganze Erscheinung des Mannes im bejahrten und wohlgepflegten Bratenrock echtes altes Wienertum, mit ewig moderner Fröhlichkeit und antiquierten Rechtsbegriffen. Er gehört noch zu ihnen, denen man ohne Zögern auf den ersten Blick Hab und Gut anvertraut hätte. Ich begreife unsre jetzt mit Seelenruhe begnadete Toni. Dieser Mann ist ja für sie, was für die sturmgepeitschte See ein Ölguß.

Sie stellte mich ihm vor und ihn mir, und ich drückte ihre Hand, und wir versicherten einander, daß wir vortrefflich aussähen. Dann fing sie sogleich an, von ihren Kindern zu sprechen. Die Ernestin war schon verheiratet, der Franzl schon Geselle, und die anderen alle auf gutem Wege – freilich jetzt ... wie's jetzt denen geht! ... Sie blickte ihren Gatten an, und ihre Augen funkelten vor stolzer Dankbarkeit.“

„Das ist mein Stoff!“ unterbrach mich mein Freund, sprang auf und stürmte, wie er pflegte, wenn die Begeisterung ihn ergriff, den Kopf geneigt, beide Hände in die rückwärtigen Taschen seines langen Salonrockes versenkt, mit wuchtigen Schritten im Zimmer hin und her.

„Das ist mein Stoff! ... Der ist reich und dankbar, der wird gemacht!“ rief er aus. „Das Aufwachsen des Kindes auf dem Floß ... Verstehen Sie? das Floß – ihr Haus, ihre Heimat. – Den Winter verschläft die Familie ... Der Frühling bringt das Erwachen, bringt die Tätigkeit; das Haus wird zum Schiffe. – Mit duftendem Holze hoch und künstlich beladen, gleitet es hin zwischen den Ufern der Donau ...“

Er blieb stehen und gestikuliert lebhaft. „Meiner Donau ... und das Land, und das Land in dem sie hinströmt, mein Land ... Verstehen Sie? ... Aufrollen vor euch werden sich Bilder von heittrer Lieblichkeit, gesehen mit den Augen des Poeten ... Gut also – gut!“ Er nahm seine Wanderung wieder auf und begann von neuem: „Das Kind stelle ich mir vor, stumpf und verträumt; es lungert umher, blickt ins fließende Wasser, auf die grünen Gelände, die auch zu fließen scheinen. Was sie wahrnimmt, die Kleine, mit ihren offenen Augen, macht noch keinen bleibenden Eindruck, ist ein fortwährendes Vorüber – Vorüber ... Rohe Kerle, vom Vater gedungen als Holz- und Ruderknechte, führen freche Reden, versetzen ihr, wenn sie ihnen im Wege steht, manchen derben Schlag, winden sich vor Lachen, wenn sie eines ihrer Schimpfwörter verständnislos wiederholt. Es ist ihr kein Wort, es ist ihr nur ein Klang.“

Als junges Kind noch erfährt sie eine entscheidende Wendung in ihrem Leben. Die Zeiten haben sich geändert, das Flößergeschäft ernährt seinen Mann nicht mehr; es wird aufgegeben, das hölzerne Daheim zerschlagen und verkauft ... Die Toni steht dabei, sieht dem Zerstörungswerke zu ... und bricht plötzlich in ein wildes Geheul aus. Was sie da in Trümmer schlagen, ist ja ihre Geburtsstätte, ihr Heim, ihr liebes Eigentum ... Die Augen gehen ihr auf, sie denkt und begreift. Der erste Eindruck, den sie hell und klar empfängt, kommt ihr zugleich mit einem des unsäglichen Schmerzes zu Bewußtsein.“

Der Freund machte eine lange Pause und fuhr dann rasch und erregt fort: „Die kleine Familie zieht nach Wien, die Frau wird eine von denen, die in der alten Kaiserstadt die schwerste Arbeit verrichteten, die Holz und Wasser bis in die höchsten Stockwerke der Häuser trugen. Sie muß jetzt den Unterhalt allein verdienen; den Mann, der im Leben viel Arbeit bewältigt hatte, den bewältigt der Müßiggang. Er wird in alten Tagen ein Trinker und ein Spieler, und die Seinen essen sich erst wieder satt, nachdem der Ernährer gestorben ist. Es kommen bessere Verhältnisse ... Das Lasttier, befreit von seinem dumpfen Drucke, atmet auf, erwacht zum Leben, das heißt für ein junges Geschöpf – zur Liebe! Liebe!“ rief er mehrmals heftig, beinahe drohend. „Es heißt aber auch bei einem Wesen, wie dieses mir erscheint – vollkommene Hingabe ... Sie fällt – wenn man es so nennen will – ohne Kampf, arglos, unschuldig, weil ohne Bewußtsein

einer Schuld ... Der Bewerber hat keine Verführungskünste anzuwenden gebraucht, seine Beredsamkeit konnte sich in den Worten erschöpfen: ‚Ich hab dich lieb! ...‘ Sie wird sein und bleibt sein, setzt seine Kinder in die Welt und sorgt für sie. Wenn ihre Mutter fragt: ‚Wird der Franzl nicht endlich ernst machen?‘ fallen ihr freilich auch die Ermahnungen ein, die der Geistliche im Beichtstuhl schon wiederholt an sie gerichtet hat. Aber mächtiger als der Geistliche ist ihr Franzl, und der meint: ‚Heiraten? Dummheit! Bin ich nicht ohnehin dein Mann? bist du nicht ohnehin mein Weib?‘ – Und hat der Franzl nicht recht, und geht’s bei den Verheirateten anders zu wie bei ihnen? ... Überall dasselbe. Die Frau betreut die Kinder und hilft dem Mann das Brot verdienen. In der Woche prügelt er sie manchmal, aber am Sonntag geht er mit ihr in den Prater. Die Toni ist zufrieden – was würde anders, wenn sie verheiratet wären? ...“

Er hielt inne und sann eine Weile nach, bevor er wieder begann: „Wie es bisher gegangen ist, so wird es immer gehen, glaubt sie; glaubt fest und unerschütterlich, obwohl die Nachbarinnen es an Warnungen nicht fehlen lassen. Endlich stellt ihre Mutter ihn zur Rede und – er leugnet nicht; er kann’s nicht, sein Hochzeitstag ist schon bestimmt, ist nah ... Die Toni klammert sich noch an eine letzte Hoffnung. Sie stürzt zu ihm, beschwört ihn, sie rast, sie flucht, und er, mit weniger Manier als der elende Leonhard die arme Clara in Hebbels Trauerspiel, aber mit derselben Entschiedenheit, setzt sie vor die Tür ... Vor die Tür!“ wiederholte er empört und gequält.

Immer heißer griff das Schicksal des verratenen Weibes ihm ans Herz. Nun ja. – Da müßte ein begrabenes Leiden wieder lebendig und abermals durchgemacht werden und alle Tiefen der Seele eines Dichters durchwühlen, damit er es darstellen könne in seiner ganzen Stärke.

Er glühte, war erfüllt von seinem „Stoff“, der Bild um Bild in liebevoller Deutlichkeit vor ihm aufsteigen ließ.

„Eines Frühlingsmorgens, eines heiteren, sonnigen, kommt der Hochzeitszug an dem alten Vorstadthaus, ganz nahe bei der Kirche, in dem die Toni wohnt, vorbei. Sie hat sich verkriechen wollen in dem dunkelsten Winkel mit ihren Kindern. Im letzten Augenblick besinnt sie sich eines anderen ... Mit ihnen allen, ihr Jüngstes auf dem Arme, tritt sie unters Tor ... der Franzl erblickt sie, wird feuerrot – schaut weg ... Ihr krallt ein Schmerz die Brust zusammen, dem verwandt, den sie einmal schon empfunden hat – vor langer Zeit, damals, ja, als sie ihr armem Flößerkind ihr Haus in Trümmer schlugen ... Er schaut weg und – auch sie wendet die Augen – muß sie von ihm wenden – zu tief ist die Scham – nicht für sich, für ihn und für die geputzte Frau, die da einherrauscht im Seidenkleide und ihr einen verächtlichen Blick zuwirft ... Ja, die! – die darf verachten – die ist dreifach geeicht, durch die Kirche, durch das Gesetz, durch ihr gutes – einen Fußtritt dieser Güte – ihr gutes Recht ... Über die breiten alle höchsten Erdenmächte beschützende, segnende Hände. – Du, armes, unwissendes, vertrauendes Weib – hast nur heilige Rechte, und die gelten nicht vor den Satzungen, die Menschen für Menschen unverbrüchlich aufgerichtet haben ...“

Er war wieder vor mich hingetreten und wettete mich an: „Verstehen Sie?“ – Das Blut stieg ihm zu Kopfe, durch seinen Körper lief ein Schüttern; seine schönen blauen Augen wölbten sich und sprühten Zornesfunken. In so leidenschaftlicher Erregung hatte ich ihn nie gesehen, und ich gestehe, mich überließ’s.